

Nr. 45. Bromberg, den 23. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von **Georg Urbat.**

(9. Fortsetzung.) ——

Alexander Huene taumelt hinaus. Verstört, als wäre er schon ein richtig abgekanzelter Reisemarschall.

Über das stille, menschenleere Deck schreitet er barhäuptig noch im Frack. Zum niedrigen Deck der dritten Klasse steigt er hinab, und dann wieder hinauf zur Nase des Schiffes. Ganz vorne einsam bei den Ankerketten steht er; ein scharfer, warmer Wind pfeift durch die dunkle Nacht, in die nur die Signallichter des Dampfers Lichtbahnen werfen. Und der Wind zerwühlt ihm das Haar, zerrt an seinem Frack, und das tut wohl; alles Wirre und Schwüle nimmt der frische Seewind von ihm hinweg, und das Bild Xenia Tsaturowas taucht wieder in seiner Erinnerung auf . . .

Am anderen Morgen aber noch im Bett erreichte Alexander Huene das Telegramm John Hills mit der Unterschrift der holländischen Bank. Und nach wenigen Stunden schon ging er in Cherbourg von Bord, um sich gemäß der Vorschrift auf dem schnellsten Wege nach Berlin zu begeben.

Maud Hill aber wiederzusehen hatte er vermieden . . .

Zweiter Teil.

Mit einem eiligen Satz nahm Felicitas Böse die letzten Stufen der Treppe und stand nun hoch aufatmend vor der geschlossenen Flurtür. Von dem Türschild blinkte es licht und freundlich: „Römkes". Vorsichtig hob sie den Ring der Klingel, als wenn sie in einer bangen Ahnung fürchte, zu laut zu sein. Und als die Tür sich öffnete, stand die Haushälterin ihres Onkels, eine ältere Dame, vor ihr und schluchzte: „Ach, dieses Unglück, liebes Fräulein Cita! Wer hätte das ahnen können — von unserem lieben Herrn Römkes."

„Was ist denn?! — Was ist denn geschehen?" drängte Felicitas die Jammernde in den Korridor zurück und schloß die Tür.

„Nein, ich kann es nicht erzählen. Nein, nein . . . aber im Herrenzimmer . . .!" schluchzte sie wieder auf.

Mit raschen Schritten ging Felicitas durch den Korridor und trat in das Herrenzimmer. Da lag auf dem Diwan, mit einer Plüschdecke bedeckt, das Gesicht unter einem weißen Tuch verborgen, eine reglose Gestalt. Und nun wußte Felicitas, daß ihr Onkel tot war.

Es würgte in ihrer Kehle, doch die Augen blieben tränenlos. Behutsam hob sie das weiße Tuch — schaudernd deckte sie das Gesicht wieder zu. Sie hatte die Gewißheit, daß der Onkel selber all seinen Sorgen ein Ende gemacht hatte.

Auf dem Schreibtisch fand sie dann die Erklärung: ein Gerichtsurteil, das die Berufungsklage des Alfred Römkes gegen die Braunkohlen-Gesellschaft kostenpflichtig abwies. Ferner zwei Briefe, einer an sie und ihre Mutter gerichtet, in dem er ihnen noch mitteilte, daß er alles für eine Weiterführung des Rechtsstreites vorbereitet, die Durchführung aber jüngeren Schultern zu tragen überlassen müsse. Der andere Brief war an Dr Bendig, seinen langjährigen Freund und Rechtsbeistand, adressiert.

Es klingelte — Dr. Bendig kam, der bereits telephonisch unterrichtet war.

„Liebes Fräulein Cita!" begrüßte er sie verstört, indem er ihr beide Hände entgegenstreckte, „liebes Fräulein Cita — ein Nervenzusammenbruch! — Er hätte die Hoffnung nicht so rasch aufgeben müssen — nein, nein!"

Dann ging er zu dem Toten und streichelte sanft die erkalteten Hände. „Fred . . . Fred! Wozu das alles?! — Aber du warst immer zu rasch mit deinen Entschlüssen, lieber, alter . . zu rasch!"

Doch was für den Toten noch zu sorgen war, nahm er nun schnell in seine erfahrene Hand . . .

Eine letzte schwere Stunde durchlebte Felicitas noch während der Beisetzung im Krematorium. Der Prediger sprach tröstende Worte, der Chor sang, und dann senkte sich der Sarg mit dem, den der Kampf um den letzten Rest eines schwer erarbeiteten, von der Inflation zerstörten Vermögens in den Tod getrieben hatte und der ihr und ihrer Mutter die letzte Stütze gewesen war.

Viele bekannte Köpfe der Berliner Geschäftswelt beugten sich über ihre und ihrer Mutter Hand. Und dieser oder jener Freund des Toten, bewegt von dem herben, leidvollen Gesicht, sagte leise, daß sie sich an ihn wenden möge, falls sie um ein Weiterkommen verlegen sei . . .

Dann aber stand das Leben kalt und ernst vor ihr. Die Wohnung ihres Onkels mußte vermietet werden, um der alten Haushälterin ein Auskommen zu schaffen, und um die ersten Kosten des Berufungsprozesses zu erschwingen. Aber auch in die besseren Zimmer ihrer Mutter zogen Mieter; denn die Inflation hatte auch das hinterlassene Vermögen ihres Vaters, des verstorbenen Sanitätsrates Böse, in wertlose Fetzen bunten Papiers verwandelt. Und kurz entschloß sich Felicitas, ihr Studium zu unterbrechen und eine Stellung zu suchen . . .

An einem hellen Sonnentag des Oktober saß sie im Tiergarten auf einer Bank. In den Händen hielt sie eine Zeitung und überflog forschend die Spalten, in denen flotte Stenotypistinnen und junge Damen für Kontorarbeiten gesucht wurden.

Ein gelindes Grauen überkam Felicitas. Sie dachte an die vielen Bewerbungsschreiben, auf die sie überhaupt keine Antwort erhalten; sie dachte an die persönlichen Vorstellungen, bei denen man höflich und achselzuckend sie hatte wieder gehen lassen, bis schließlich der Personalchef eines großen Unternehmens ihr ehrlich und offen sagte, daß man fürchte, sie als ehemalige Studentin würde sich in die Arbeit und die neue Umgebung nicht einfühlen können.

Und die Geschäftsfreunde des Onkels, die ihr bei der Einäscherung Hilfe zum Weiterkommen zugesagt, empfingen sie wohl sehr zuvorkommend, hatten aber im eigenen Betrieb im Augenblick keine Stelle frei, versprachen sich umzusehen und zu schreiben — doch die Briefe blieben aus.

„Herrgott hilf!" seufzte Felicitas —

Die schmale Allee herunter, an der sie saß, kam ein Spaziergänger, der ihr bekannt erschien. Und als er näher kam, erkannte sie ihn: Legationsrat Larssen. Und auch über sein Gesicht ging es wie in heller Freude:

„Gnädiges Fräulein Böse! Sie wirklich? . . . Hat man tatsächlich das Glück, Sie einmal wiederzusehen?! — Weshalb zeigen Sie sich denn gar nicht mehr bei unseren Tanztees?!"

Dann aber erschrak er wie bei einer ertappten Unterlassung. „O! Ich bitte um Verzeihung. Gnädiges Fräulein haben Trauer?! — Doch, doch! — Ich hab's gelesen! — Mein Beileid. Mein aufrichtiges Beileid . . ."

Felicitas dankte.

„Und das Studium? — Wie geht es mit der Geologie?" fragte er dann teilnehmend.

„O, das war doch nur eine Marotte! — Gewiß, ich habe mich gern damit beschäftigt. Aber es war doch nur deshalb, damit das Leben irgendeinen Inhalt hätte." — Und in einer bitteren Aufwallung sagte sie weiter: „Aber jetzt muß ich wirklich arbeiten. Geld verdienen! — Wissen Sie nicht eine Stellung für mich?! So als gebildete Empfangsdame, als Sekretärin, Stenotypistin und wenn es sein muß, auch als Butterverkäuferin. Wenn es nur ehrlicher Verdienst ist!"

„Stellung . . . Stellung . . .?!" antwortete der junge Diplomat ein wenig verdutzt und ratlos. Und Felicitas Böse kam es so vor, als wenn er seine Gestalt leicht zusammenstraffte und etwas von ihr abrückte. Dann aber sagte er doch, wie erfreut, einen rettenden Gedanken gefunden zu haben:

„Doch, doch, Fräulein Böse! Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Da ist ein Jugendfreund von mir. Ein deutscher Emigrant aus Rußland, dem die Bolschewisten alles genommen haben. Der hat unter den Linden einen kleinen, aber ganz feudalen Laden aufgemacht. Erdöl-Sachen oder so etwas Ähnliches. Was weiß ich?! — Aber er sucht eine jüngere Kraft, die auch etwas von Erdölsachen versteht. Vielleicht wäre das etwas für Sie, Fräulein Böse."

Felicitas sah nach den schweren Tagen und Wochen der Enttäuschung eine Hoffnung schimmern. Aber die steife Haltung des jungen Diplomaten machte sie stutzen; ohne viel nach einer Erklärung zu suchen, fühlte sie doch, daß auch Larssen sie nicht mehr zu dem Kreis rechnete, zu dem sie bisher gehört, daß sie nun untertauchen mußte in die große Armee derer, die sich zu ducken hatten, um nur ja ein Stück Brot zu verdienen. Auch bei Larssen war sie nun in wenigen Minuten vom „gnädigsten Fräulein" zum einfachen „Fräulein Böse" geworden. Sie biß die Zähne zusammen. Und höflich, ein wenig ironisch sagte sie:

„Könnte ich vielleicht auf Ihre Empfehlung rechnen, Herr Legationsrat?"

Larssen wurde sichtlich verlegen. „O gewiß, gewiß, liebes Fräulein Böse!" beeilte er sich zu versichern. Er zog eine Besuchskarte hervor und schrieb einige empfehlende Worte.

Eine Weile später schritt Felicitas durch das Brandenburger Tor die Linden hinauf, um unter der angegebenen Adresse ihr Glück zu versuchen.

II.

London hatte mit Moskau gebrochen, aber die fremden Landsknechte waren nicht da, die ihr Blut verkauften und für England die Kastanien aus dem Feuer holten. Und so gab es Leute, die diesen Bruch für ein großes Hornberger Schießen hielten.

Der Alte aber in dem kleinen Landhaus von Rockaway Beach hatte dafür gesorgt, daß für sein neues Spiel ein „Offizier in Stellung rückte", wie er sich ausdrückte, dem Befehl eben Befehl sein würde.

Und so kam es, daß Alexander Huene in einem Haus Unter den Linden eine kleine Flucht eleganter Bureauräume innehatte. Wohl eingeteilt in Vorraum, Wartezimmer, Diktatzimmer und Chefkabinett, auch angefüllt mit Klubsesseln, Rauchservicen und sonstigem repräsentativen Drum und Dran, nur daß das Chefkabinett mit seinen hohen, wohlgefüllten Bücherregalen eher den Eindruck des Studierzimmers eines Gelehrten machte, als den des Sitzes des Berliner Vertreters der „Allgemeen Handelsbank von Amsterdam". Denn so stand es an der Tür des Vorraums und auch in großen goldenen Lettern auf schwarzem Grund unten am hohen Portal des Hauses zu lesen.

In einem altertümlich geschnitzten Lehnstuhl, der wie die ganze altflämisch gehaltene Einrichtung des Chefkabinetts wohl den Sitz der Bank dokumentieren sollte, saß Alexander Huene. Noch immer ein wenig befangen von dem großen ungeahnten Sprung von den „heißen Hunden" in Newyork über die „Olympic" hinein in diesen Stuhl.

Da wurden ihm zwei Karten gebracht: die Empfehlung Larssens und die bescheidene Besuchskarte Felicitas Böses. Da tat Alexander Huene etwas ganz Gefühlsmäßiges, etwas ganz Unkaufmännisches: er ließ sich von dem Widerspruch in diesem Namen gefangen nehmen.

„Zu hübsch!" — Das war der erste Gedanke Alexander Huenes, als Felicitas neben seinem Schreibtisch saß. Und er dachte an den Rat des alten Freundes, der ihm bei der Einrichtung behilflich gewesen: „Wenn Sie einmal eine weibliche Hilfskraft brauchen, Huene, nur keine Schöne, oder es ist bald der Teufel los in Ihrem Bureau!" Er sann, wie er diesen Rat befolgen könnte, ohne das Mädchen vor ihm zu enttäuschen oder gar zu verletzen.

Da kam ihm ein Gedanke: „Ja, richtig! — Sie wollte studiert haben! Und er begann ein Gespräch mit ihr über geologische Fragen. Und nun staunte er: da war ja wirkliches Wissen! Interessiert lehnte er sich in seinen Stuhl zurück. Das Gespräch wurde lebhaft. Und dann sagte er: „Wohl, Fräulein Böse, über technische Fragen würden wir uns ja einigen können. Aber die Bureauarbeiten. Wie ich sehe, haben Sie noch keine Stellung innegehabt."

„Ich würde mir alle Mühe geben, damit auch dies ginge", antwortete Felicitas tapfer und ehrlich. Durch ihre Stimme aber zitterte ein wenig die Angst, daß es auch hier mit der Stellung schließlich nichts werden würde.

Es kam ein kurzes Probediktat. Das Wiederlesen ging zwar etwas stockend, aber Alexander Huene schien es zu genügen.

Und nach kurzer Zeit saß dann Felicitas bereits in dem eleganten Bureauzimmer, neben sich die funkelnagelneue Schreibmaschine. Die Hände waren gefaltet, als müßte sie danken.

Da glänzte vor ihr der Telephonapparat und lockte. Ihr junger Chef war fortgegangen. Und so nahm sie das Sprechrohr und rief Amt und Nummer der Wohnung ihrer Mutter hinein. In rascher, froher Hast sprach sie: „Halloh, Mutti! — Jawohl, staune! — Schon in Amt und Würden! — Was es denn eigentlich ist?! — O, anscheinend pikfeine Sache! Vertretung einer holländischen Bank. Nach der Einrichtung zu schließen, müssen unheimliche Gelder dahinterstecken. — Und mein neuer Chef?! — O, ein ganz netter, junger Mann. — — Wiedersehen, Mutti. Wie — wie?! — Ob er mit mir auskommen wird?! — O, Mutti . . . ich werde schon mit ihm auskommen . . .!" rief es froh auflachend in das Telephon. Woraus eigentlich zu ersehen war, daß Felicitas wieder Oberwasser spürte und allmählich in ihre frische, gesunde, etwas burschikos-übermütige Natürlichkeit zurückfand, welche sie bisher sicher durch das Leben geleitet hatte.

In den nächsten Tagen schon füllte sich der Schreibtisch vor Felicitas rasch mit Zeitungen und Zeitschriften aus aller Herren Ländern des europäischen Ostens. Und der junge Chef durchstöberte sie nach Notizen und Artikeln in Erdölfragen, diktierte Felicitas lange Berichte, aus denen sie sehr viel lernen konnte, und alles das ging dann nach Amsterdam.

Dann eines frühen Morgens schob sich durch die Doppeltür des Vorraums eine hohe Männergestalt. Blond, mit rosigem Gesicht, ein wenig fleischig. Als er den Mantel abgelegt hatte und Fritz, der Page, ihn diensteifrig nach seinem Begehr fragte, lächelte er, gab keine Antwort, sondern öffnete die nächste Tür, als wenn er hier zu Hause wäre.

Verdutzt, betroffen stand er vor Felicitas Böse. Dann lächelte er wieder ein wenig, zwinkerte mit den Lidern, als ob ihm etwas in die Augen gekommen wäre und sagte, sich vorstellend: „van Hoeven aus Amsterdam . . ."

Ob Herr Huene da wäre, fragte er. Felicitas bejahte. Er klopfte dann kurz an die Tür des Chefkabinetts, trat, ohne den Anruf abzuwarten, ein, verbeugte sich vor Alexander Huene und sagte wieder: „van Hoeven aus Amsterdam . . ." und jener wußte, daß er den Chef seines Bankhauses vor sich stehen hatte.

Alexander Huene zeigte ihm seinen kleinen Betrieb. Van Hoeven fand in seiner lächelnden, wortkargen Art alles sehr schön. Dann verlangte er, mit Huene zu Borchardt zu fahren. Hier frühstückten sie reichlich und lange nach holländischer Art, und Huene mußte seinen Chef mit Erzählungen aus seiner Kriegszeit unterhalten.

Kurz nach Zwölf fuhr er seinen Chef schon wieder nach dem Bahnhof Friedrichstraße, und als der Zug nach Amsterdam in die Halle brauste, fragte Huene tapfer und kühn, ob denn sich seine Tätigkeit darin erschöpfen solle, Zeitungsnotizen zu sammeln und sich auf den eleganten Tanztees zu zeigen.

Und Mynherr van Hoeven lächelte wieder ein wenig hinterhältig, sagte diesmal etwas mehr, und zwar: „Bitte, gefällt Ihnen die Tätigkeit nicht, mein lieber Baron? — O! — Wir würden es gern sehen, wenn Sie auch die Mitgliedschaft zum Golfklub erwerben würden. Dort verkehrt sehr viel Diplomatie, und Sie würden für uns und für Sie viel Nützliches erfahren . . ."

Der Zug fuhr fauchend an. Und das etwas betroffene Gesicht Alexander Huenes sehend, reichte van Hoeven ihm noch einmal durch das Fenster die Hand und schrie: „Wenn der Wind aber bald etwas schärfer wehen sollte, Baron, dann die Ohren steif . . ."

(Fortsetzung folgt)

Strandgut.

Skizze von **Paul Richard Greiner.**

Noch färbte die Tajomündung die Wellen des Atlantik schmutzig gelb, und Lissabons Lichter versanken im Nebel. Nur den Felsen Cap Rocas küßte der letzte Schimmer des scheidenden Tages.

Da schrie Alvarez: „Wir haben ihn, Kapitän!"

Über dem Geländer des Zwischendecks wurde im Schimmer der bereits angezündeten Schiffslampen ein nasses Kleiderbündel sichtbar. Mehr unterschied man in diesem Augenblick nicht.

Strandgut!

Auf den Ruf der Schiffswache „Mann über Bord!" hatten ein paar Matrosen der „Katalonia" vor knapp zehn Minuten eines der Rettungsboote klar gemacht. Um eines Ertrinkenden willen, der draußen mit den Wellen rang.

Von oben her klangen die schrillen Töne des Saxophons. Dazwischen der Gesang der Nigger. Denn das „Diner" war gerade zu Ende gegangen, und im Speisesaal der Ersten Kajüte spielte Master Sem mit seinen Gorillas auf.

Kapitän Garcia beugte sich über das nasse Bündel. „Benachrichtigen Sie Doktor Gonzales, Manuel, und ihr anderen bringt den Geretteten in die Krankenkabine."

Das alles wurde im Flüstertone gesprochen, nachdem der Kapitän Alvarez wegen seiner Lautheit verwiesen hatte, denn Garcia war spanischer Hidalgo und gab als solcher etwas auf den guten Ton.

Doktor Gonzales ließ den Erstarrten entkleiden. Nachdem ihn derbe Matrosenfäuste fünf Minuten lang frottiert hatten, steckte man ihn in trockene Kleider. Ein Schuß Jamaikarum half ihm vollends auf die Beine.

„Wer sind Sie?" examierte Kapitän Garcia. „Wie kommen Sie hier ins Meer?"

„Du kennst mich wirklich nicht, Domingo?"

Kapitän Garcia riß die Augen weit auf. Voll Staunen kam es von seinen Lippen: „Carlos?"

„In der Tat! Der bin ich! Carlos Andujar, dein Kommilitone aus Toledo."

„Richtig, von der Kriegsschule."

„Jawohl von der Kriegsschule. Könnte ich mit dir allein sein?"

Der Kapitän wechselte ein paar Worte mit dem Schiffsarzt. Darauf zog sich Doktor Gonzales mit den Matrosen zurück.

Die beiden Jugendfreunde blickten sich in die Augen.

„Woher kommst du, Carlos?"

„Von der „Manzanares", Domingo."

„Stimmt! Wir sichteten sie, das ist noch keine halbe Stunde her."

„Ich erkannte dein Schiff, Domingo."

„Und . . .? Ein Unglücksfall?"

Der Gerettete schwieg. Er blickte finster vor sich hin und nagte an seiner Unterlippe.

„Nun? Wie kamst du ins Meer?"

Keine Antwort.

„Warum stoppte man nicht?"

Tiefes Schweigen.

„Wieso fischte man dich nicht auf?"

Keine Bewegung.

„Steh' Rede und Antwort!"

„Ich sprang in die See."

„Du sprangst in die See?"

„Ja, Domingo! Ich war Zahlmeister auf der „Manzanares"! . . .

„Zahlmeister? Und . . . Das kann dich teuer zu stehen kommen. Unterschlagung im Amte!"

„Ich weiß. Zuchthaus!"

„Viel?" — „130 000 Peseten!"

„Weiberkiste?" — „Börsenspekulation!"

„Hm!"

„Die „Katalonia" hat Kurs auf Buenos?"

„Den hat sie."

„Ich habe mich dir rückhaltlos anvertraut, Domingo."

„Das tatest du, Carlos."

In diesem Augenblick pochte es an die Kabinentür. Der Gerettete schrak zusammen. Kapitän Garcias Züge erstarrten. „Herein!"

Über die Schwelle trat Goimarez, der Funker. „Ein Funkspruch, Kapitän!"

„Bitte!"

„Vom Sender der „Manzanares" . . . Verhaftet Carlos Andujar!"

„Schön! Bleiben Sie hier!"

Der Gerettete zitterte. Kapitän Garcia blieb die Ruhe selbst. Er drückte auf den elektrischen Knopf. Ein Steward erschien.

„Bitten Sie Doktor Gonzalez, Steward, den Ersten und den Zweiten Deckoffizier und Badajoz, den alten Matrosen, zu einer Beratung!"

„Zu Befehl, Kapitän."

Mit langen Schritten ging Garcia in der Kabine auf und nieder, während sich Carlos wie ein Häufchen Elend an die Wand drückte.

Nach wenigen Minuten fragte Garcia die Versammelten: „Der Fall ist Ihnen bekannt, meine Herren?"

Der Erste Offizier erwiderte: „Die „Manzanares" funkt: Verhaftet Carlos Andujar! Das ist bekannt, Kapitän."

„Und der Fall?"

Die Versammelten schwiegen.

Garcia erläuterte: „Unterschlagung im Amte. Ich bitte um Ihren Rat, meine Herren! Was schlagen Sie mir vor? Gewiß Mitleid mit einem Entgleisten, aus dem drüben in Südamerika noch ein anständiger Mensch werden kann?"

Schon leuchtete es in den Augen des Geretteten auf. In den Gesichtern des Arztes und der beiden Offiziere war keine Antwort auf die Frage des Kapitäns zu lesen, aber dem alten Matrosen Badajoz rollten die hellen Tränen in den Silberbart.

„Was ist Ihnen, Badajoz?"

„Ich denke an meinen Sohn, Kapitän. An meinen Einzigen."

„Richtig! Wie war das doch gleich?"

„Er hat um eines Mädchens willen 50 Peseten unterschlagen, Kapitän! Da hab' ich ihm den Revolver in die Zelle gelegt, denn Seemannsehre bleibt Seemannsehre."

Niemand sprach ein Wort. Garcia griff in die Hintertasche. Die Waffe mit der Hand verdeckend und sich abwendend, legte er das letzte Mittel auf den Tisch.

Dann entfernte sich einer nach dem anderen, wortlos. —

Als Garcia nach einer Stunde wieder nachschaute, war die Kabine leer. Er wandte sich an die Schiffswache: „Fiel Ihnen nichts auf, Olite?"

„Doch, Kapitän. Einer, der in das Meer sprang, um nach der Küste zu schwimmen. Aber, da ich ahnte, wer es war, nahm ich keinerlei Notiz davon."

„Recht so, Olite!"

Pflanzen im Kampf gegen die Kälte.

Die Zuckerfabrik im Zellenstaat. — Wenn die Wasserleitung platzt. — Warum schmecken erfrorene Kartoffeln süß?

Von H. Soldenhoff-Wien.

Wenn der milde Winter dieses Jahres in Garten, Wald und Feld auch nicht solche Verheerungen angerichtet hat wie sein Vorgänger, so sind wir doch von Nachtfrösten nicht verschont geblieben. Was versteht man nun unter Erfrieren? Letzten Endes die gewaltsame Ausscheidung von Wasser aus dem Organismus der Pflanze. Aus Wasser besteht vorzugsweise das Protoplasma, aus dem sich wieder die Zellen in der Hauptsache zusammensetzen. Sein Verlust muß diese und damit den aus ihnen aufgebauten Organismus zum Absterben bringen. Jede Pflanze sucht daher diesen kostbaren Stoff nach Möglichkeit festzuhalten.

Da ist es nun eigenartig, daß viele Pflanzen, die über wirkungsvolle Schutzmittel gegen zu starke Verdunstung, gegen übermäßiges Sonnenlicht, gegen Sturm, Insektenfraß, also gegen fast alle sie bedrohenden Gefahren verfügen, der Kälte wehrlos gegenüber zu stehen scheinen. Zuweilen sieht es sogar aus, als wüßten sie, daß gegen eine Kälte von zehn bis zwanzig Grad doch nichts hilft. Doch diese Wehrlosigkeit ist eben nur scheinbar. Die Pflanzen haben ihre Verteidigungslinie von der Außenfront, wenn man so sagen darf, ins Innere zurück verlegt, nämlich ins Protoplasma selbst.

Auf zwei verschiedene Weisen kann jetzt der Kampf geführt werden. Das Protoplasma besteht, wie erwähnt, hauptsächlich aus Wasser, dessen Verlust tödlich wirkt. Die Pflanze kann nun einmal dafür sorgen, daß diejenigen Organe und Teile, die der Kälte besonders ausgesetzt sind oder wegen ihrer Wichtigkeit in erster Linie geschützt werden müssen, möglichst wenig Wasser enthalten. Dies ist z. B. mit ein Grund, warum das Holz unserer Bäume im Winter weniger Saft aufweist als zu den anderen Jahreszeiten oder warum Samen und Sporen, die als Träger des Fortbestehens der Pflanze den Winter überdauern müssen, vollkommen trocken sind. Wo kein Wasser ist, verliert der Frost seine Schrecken; daher kann trockener Samen außerordentlich tiefe Temperaturen vertragen.

Die zweite Möglichkeit, die Kälte zu überwinden, besteht darin, daß die Pflanze das im Protoplasma enthaltene Wasser gegen die schädlichen Wirkungen des Frostes schützt. Dies Verfahren ist allerdings bedeutend verwickelter und auch hinsichtlich der Wirkung nicht so zuverlässig wie das erstgenannte. Immerhin sind zahlreiche Pflanzen darauf angewiesen, weil sie ständig einen bestimmten Wassergehalt in ihren Organen zur Verfügung haben müssen.

Was tun nun derartige Pflanzen, um ihre „Wasserleitung" stets betriebsfähig zu halten? Sie verfahren ähnlich wie unsere Stadtverwaltungen, die bei hartem Frost die Straßen mit Salz bestreuen lassen. Salzhaltiges Wasser gefriert nämlich erst bei vier oder noch mehr Grad unter Null. Salz in größeren Mengen ist nun aber für die Pflanzen ein tödliches Gift, und diese müssen sich daher nach anderen Stoffen umsehen, welche die gleichen Wirkungen wie das Salz — aber ohne dessen schädliche Begleiterscheinungen — aufweisen. Ein solches Mittel haben sie denn auch gefunden. Wasser mit einem gewissen Gehalt an Zucker besitzt gegenüber den Einwirkungen der Kälte nahezu die gleichen Eigenschaften wie salzhaltiges Wasser. Zucker vermag die Pflanze in ihrem Zellsystem ohne Schwierigkeit selbst herzustellen. Den Beweis hierfür liefert jede gefrorene Kartoffel, die bekanntlich süß schmeckt; sie hat offenbar Zucker gebildet, nur eben nicht genug, um gegen besonders tiefe Temperaturen hinreichend geschützt zu sein. In der Tat verwandeln zahlreiche Pflanzen einen Teil der in ihnen enthaltenen Stärke bei starker Kälte, oder vielmehr schon vorher in Zucker. Eine Erklärung, wie dieser Prozeß vor sich geht, würde hier zu weit führen. Jeder, der einmal Weizenkörner fein zerkaut und den so entstandenen Brei eine Zeitlang im Munde behalten hat, wird sich erinnern, daß die Masse einen süßlichen Geschmack bekam: Der Mundspeichel hatte die in den Körnern enthaltene Stärke in Zucker umgewandelt. Nach dem gleichen Grundsatze verfährt die Pflanze, wenn sie die Stärke auch nicht zu zerkauen braucht. Genau durchgeführte Untersuchungen haben gezeigt, daß überwinternde krautartige Pflanzen wie Schöllkraut (Chelidonium majus), Mauerpfeffer (Sedum) und andere im Winter in ihren über dem Boden befindlichen Teilen fast völlig die im Sommer darin enthaltene Stärke vermissen lassen. Sie wurde bereits im Spätherbst in Zucker verwandelt. Der auf diese Weise versüßte Saft hält das Wasser viel energischer fest, als es sonst der Fall sein würde.

Dies hat einen doppelten Vorteil. Einmal gefriert der Saft, also das Wasser, nicht so leicht, und dann verliert die Pflanze auf diese Weise weniger Feuchtigkeit durch Ausatmen, durch Verdunsten. Auch dies nämlich bildet eine Gefahr für ihr Leben. Wenngleich in weit geringerem Maße als im Sommer, hält ja die Verdunstung auch im Winter an, ohne daß gleichzeitig die Wurzeln aus dem hart gefrorenen Boden einen Tropfen Wasser aufzusaugen und den oberen Teilen zuzuführen vermöchten. Die Folgen zeigen sich im Verwelken der betroffenen Blätter usw.

Zu den weniger wichtigen Waffen der Pflanzen im Kampfe gegen die Kälte gehört das bei einigen sich zeigende Senkrechtstellen der Blätter, die so der Wirkung der Sonnenstrahlen weniger ausgesetzt sind als horizontal stehende. Als Beispiel seien die bekannten Rhododendren genannt. Alle diese Mittel wirken natürlich nur bis zu einer bestimmten Grenze, die indessen in einzelnen Fällen außerordentlich tief liegt. Wird sie überschritten, so hilft alles nicht: die Pflanze erfriert und stirbt ab.



Bunte Chronik

* **Der Millionär-Schutzmann.** Der alte Mark Jones hielt es wohl für ganz selbstverständlich, daß sein einziger Sohn sein Nachfolger in der von ihm gegründeten Bank in Los Angeles würde. Doch Deighton Jones bewies wenig Verständnis für die Tätigkeit und für den Wunsch des Vaters. Er wollte lieber Abenteuer erleben und wurde Schutzmann. „Laß ihn laufen!" dachte der enttäuschte Vater und war doch zu vernünftig dazu, um den Jungen seines ungewöhnlichen Schrittes wegen zu enterben. Ein Jahrzehnt lang verrichtete Deighton Jones treu und brav seinen Schutzmannsdienst, bis er eines Tages die Freude erlebte, zum Detektiv-Leutnant befördert zu werden. Sein Lebenswunsch schien damit erfüllt, denn jetzt fehlte es ihm nicht an Abenteuern aller Art. Dann aber starb sein Vater und hinterließ ihm sein Millionenvermögen. Deighton Jones gab seinen Dienst auf. Zwei Jahre lang hielt er es als reicher Privatmann aus. Dann packte ihn die Verzweiflung. Er sehnte sich nach einer geregelten Tätigkeit, nach den Abenteuern seiner Schutzmannslaufbahn zurück. Eines Tages erschien er im Polizeipräsidium und bat höflich, seinen alten Dienst wieder antreten zu dürfen. Der Präsident hatte nichts dagegen einzuwenden, und heute spürt der Millionär wieder hinter den Verbrechern von Los Angeles her.

Lustige Rundschau

* **Lehre.** Vater: „Ich werde Sie lehren, meiner Tochter den Kopf zu verdrehen!" — Verehrer: „Wenn Sie die Güte haben wollten? Ich versuche es nämlich schon seit zwei Stunden vergeblich!"

* **In der Kürze.** „Zum Schluß hielt er die schönste Tischrede, die ich je gehört habe.' — „So? Was sagte er denn?" — „Kellner, wieviel macht das alles zusammen?"

* **Keine Angst.** Mrs. Smith: „Haben Sie denn keine Angst vor den Fassadenkletterern?" — Mrs. Pot: „Nein. Wir wohnen ja parterre!"

* **Aus glücklichen Ehen.** „Nun alter Junge, glücklich verheiratet? Jetzt gibt's wohl keine Löcher mehr in den Strümpfen?" — „Nein, das erste, was mir meine Frau beibrachte, war, wie man Strümpfe selber stopft!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.